

Gedenkblatt.

Von Elise Feldmann.

Es war in den gefährlichen Tagen der Jugend. Mein Herz war ungeheuer vereinsamt — niemand verstand mich; die Nächsten begegneten mir mit Härte; alles verwundete mich; ich ging allein und in meiner Verzweiflung machte ich schlechte Verse wie die meisten unglücklichen Menschen. Meine Sehnsucht nach Freundschaft — an Liebe wagte ich nicht zu denken — wurde in den ersten Tagen des Frühlings groß und maßlos.

Aber wo hätte ich das finden sollen, was meine empfindsame Seele verlangte? Natürlich ließen mir die Männer nicht weniger nach als anderen jungen Mädchen — mein Gesicht war weich und sanft, als wäre es aus Wachs — aber was man zu hören bekam, war nicht immer für ein zartes Gemüt! Und wie sahen diese Männer erst aus!

Ich dachte an einen Dichter oder einen Künstler. Das waren andere Menschen! Einen solchen wünschte ich mir zum Freunde.

Da las ich einmal in einer Zeitschrift ein Gedicht, das mich in seltsamer Weise ergriff. Es war mir, als wäre ich reicher geworden, seit ich das Gedicht kannte.

Ich ging umher, sprach die Zeilen auswendig vor mich her und freute mich heimlich damit wie mit einem großen Schatz. Das Gedicht ließ mich nicht mehr los. Es war auf einmal, als wäre es kein Gedicht mehr, sondern ein Mensch, der mich mit schmerzlichen Augen von weither ansah.

Unter dem Gedicht hatte ein Name gestanden. Wie schlafwandelnd tat ich etwas — zum erstenmal in meinem Leben schrieb ich an einen Unbekannten. Schickte den Brief in die Redaktion der Zeitschrift. Ich fragte den Dichter, ob es möglich wäre, daß ich ihn kennen lernte. Lange kam keine Antwort. Am frühen Morgen, wenn ich erwachte, wartete ich in fieberhafter Gespanntheit auf die Post und wenn der Tag vergangen und es wieder Nacht geworden, dachte ich, ob ich wohl morgen etwas hören würde. Eine mythische Form hatte meine Sehnsucht angenommen — eine neue Vorstellungswelt war vor meinen träumenden Sinnen entstanden. Ich lebte nicht mehr in der Wirklichkeit. Es war, als entschwäbe ich dem festen Boden — ich suchte noch mehr, allein zu sein. Den ganzen Tag, ohne daß ich es wußte, immerwährend rollten ein paar Tränen über meine Wangen — oder ich sang leise irgendein kleines Kinderlied.

Eine ganze Woche war um und ich hörte nicht auf, zu warten — leidenschaftlich zu warten.

Endlich kam ein Brief. Eine zitternde Atweiberchrift: Mein Sohn ist krank, schrieb die Frau; wenn Sie uns besuchen wollen, bitten wir, an einem Nachmittage zu kommen.

War ich enttäuscht? Immer sah ich den Dichter vor mir. Ich weiß nicht, warum ich ihn mir groß und schön dachte — und mit den allergütigsten Augen.

Ich dachte weiter: vielleicht war er nur ein wenig unwohl, hat sich wieder erholt und ist jetzt ganz gesund.

An dem Nachmittage, an dem ich zu ihm ging, schien hell die Sonne. Ich zog ein leichtes Kleid an und freute mich, daß ich gut ausseh. Das waren die Jahre der Jugend, wo man immer ein wenig von sich selbst berauscht ist.

Den ganzen Weg konnte ich kaum atmen, so klopfte mir das Herz.

Ich kam in eine schmale Gasse mit hohen Häusern — in ein nicht gerade ärmlisches Viertel. Es wohnten Aerzte, Beamte, Lehrer, Studenten in der Gegend.

Bier Treppen waren zu steigen.

Aber an der Türe stand ein ganz anderer Name; der Name eines bekannten Bücherverweisers der Universität. Ich klingelte und nannte den Namen dessen,

den ich suchte. In dem dunklen Vorzimmer stand ich und jemand wies mir auf einem langen Gange die letzte Tür, eine Glastür. Ein düstere Zimmer mit einem einzigen Fenster, das in einen engen Hof ging. Das Zimmer hatte nur wenige alte und abgenützte Möbel; es war von solcher Kermlichkeit, daß einem das Herz bei dem Gedanken weh tat, dies müsse ein Heim für Menschen sein.

Auf einem schadhafte Ledersofa saß eine alte Frau und bejerte Wäsche aus. „Hier liegt mein Sohn“ sagte sie und sah mich über die Brillen mit kummervollen Augen an. O, wie finster war es in diesem Zimmer und kalt wie in einem Keller.

Im Bette sah ich den Kopf eines schlafenden Menschen. Bis über seine Schultern waren zwei der gewöhnlichsten Decken gebreitet.

In diesem Augenblick erhob sich die alte Frau, verließ das Zimmer, um etwas zu richten.

Ich stand am Bette und sah den Schlafenden an. Sein schwarzes langes Haar klebte an den Schläfen. Er schien jung, aber nicht sehr jung; (vierunddreißig Jahre schien mir damals ein Alter). Seine Gesichtsfarbe war auffallend gelb; er hatte leidvolle, eingefallene Wangen, einen geschlossenen, bleichen Mund. Nach einer Weile zuckte er zusammen, röhrte und schlug die Augen auf. Und das waren die Augen, von denen ich geträumt hatte. Eine Welt der Güte und des Verstehens leuchtete in ihrem blauen Blick. Er sah mich an und lächelte. Und ich dachte daran, daß mich nichts noch in meinem Leben so glücklich gemacht hatte, wie dieses Lächeln.

Ich muß gestehen, daß mein Gefühlleben damals die Anfänge jener schwärmerischen Eigentümlichkeit zeigte, die mir bis heute geblieben ist, und die von robusten Naturen als Anomalie bezeichnet wird: diese heftige Hingezogenheit für Unglückliche und Leidende.

Die alte Frau kam wieder herein. Sie hatte sich eine bessere Decke ausgeliehen, die sie nun über das Bette breitete.

Und ich erfuhr die Geschichte der beiden Menschen.

Der Sohn hatte in Rußland Medizin studiert. Bei einem Ueberfall mit Straßenkampf, bei welchem in die Häuser eingedrungen wurde, waren der Vater und zwei Schwestern getötet worden. Mutter und Sohn wanderten später aus. Der Sohn wurde Schriftsteller und schrieb Aufsätze und Gedichte für Zeitschriften; er hatte auch an einem Buche über Rußland gearbeitet. Sie lebten in großer Armut. Den Lebensunterhalt bestritten sie von der Flickarbeit, die die alte Frau von fremden Leuten erhielt. Sie bewohnten dieses düstere Hofzimmer gegen geringes Entgelt. Es war ihnen anzumerken, daß sie nicht täglich zu essen hatten. Der Sohn litt an einer schweren Blutkrankheit und lag oft bewusstlos im Bette. Eine Reise nach dem Süden hätte ihn retten können; da dies aber nicht möglich wurde, konnte er es nicht mehr lange ertragen — seine Körperkräfte nahmen rasch ab.

Ich blieb lange am Bette sitzen, ich sprach nichts; als wir Abschied nahmen, weinten wir alle drei.

Ich kam nun täglich. Viel konnte ich nicht bringen, weil ich selbst nicht viel besaß.

Der Körper meines armen Freundes war voll Gebrechen; — seine Wirbelsäule war verkrümmt, sein Hüftgelenk von Entzündungen beschädigt, er hatte in der Folge ein kürzeres Bein. Sein abgekehrtes Gesicht mit dem anmutigen Jünglingslächeln und den schönsten Augen, die ich jemals gesehen, glich mehr dem Antlitz eines duldbenden Engels, als dem eines Menschen.

Nun verbrachte ich dort alle meine freie Zeit. Während des ganzen Frühlings und Sommers saß ich am Bette des Kranken. Hätte ich ihn einen Tag nicht gesehen, wäre ich vor Sehnsucht gestorben.

Heimlich schrieb ich Briefe an alle möglichen reichen Leute und bat, meinem kranken Freunde einen Aufenthalt im Süden zu verschaffen. Nie bekam ich eine Antwort. Aber anfangs September kam ein Brief. Mein Freund hatte Aufnahme in einem Heim auf Capri gefunden.

Mein Glück war größer als mein Schmerz. Denn nun würde ich meinen Freund verlieren. Aber welches Glück, welch unermeßliches Glück, wenn er mir genesen wieder gegeben werden sollte.

Mitte September reiste er ab.

O, ich denke des kühlen Herbstmorgens, als seine alte Mutter und ich auf dem Bahnhof standen und ihn in den Wagen geleiteten. Wie ein Kindchen hüllten wir ihn ein.

Als das Signal zur Abfahrt kam, konnte ich nicht länger an mich halten; all meine Liebe brach hervor und ich legte sanft meine Lippen auf seinen kalten Mund.

Er lächelte mir dankbar zu und drückte leise meine Hand — ohne ein Wort zu sagen.

Ach, wie wenig hatten wir all die Zeit miteinander gesprochen. Immer war Schweigen zwischen uns gewesen. Aber was könnten zwei Menschen mehr sagen, als daß sie einander liebten — und daß wußten wir.

Es vergingen viele Tage, ohne daß wir Nachricht bekamen.

Die Mutter saß auf dem leeren Bette und weinte. Ich stand bei ihr und tröstete sie.

Als ich eines Abends wiederkam, fand ich sie in geistesabwesender, starrer Ruhe. Auf dem Tisch lag ein amtliches Schreiben: Ihr Sohn wurde bei der Ankunft im Eisenbahnwagen tot aufgefunden und an Ort und Stelle bestattet. Es war alles genau angegeben. So war die Hilfe zu spät gekommen.

Die alte Frau mußte zwei Tage später in eine Heilstätte überführt werden.

Ich aber stand da im vollen Bewußtsein, arm und leer — ein verlorener Mensch am Wege — und bin es jeither geblieben.